

Perspektiven aus den Lebenswissenschaften

Welche Ursachen gibt es für den Aufstieg von Forschungsverbänden? Aus der Perspektive der Lebenswissenschaften gibt es zum einen innerwissenschaftliche Gründe: Das ist vor allem eine methodische Notwendigkeit, denn wir sehen, dass wir zunehmend Geräteforschung betreiben. Die Geräte sind unglaublich kostspielig, und das ist ein guter, auch ökonomischer Grund, zu sagen, man etabliert bestimmte Zentren, in denen Geräte gemeinsam genutzt werden -- das ist einfach ökonomisch angezeigt. Aus infrastrukturellen Gründen Zusammenarbeiten zu machen, Verbände aufzubauen, halte ich für durchaus sinnvoll. Zudem haben, und das wurde auch schon von meinen Vorrednern betont, viele Probleme inzwischen eine Komplexitätsstufe erreicht, die man als Einzelforscher gar nicht mehr wirklich in den Griff kriegt. Das heißt, auch hier ist es notwendig und gut begründet, aus einer wissenschaftlichen Notwendigkeit heraus, eine methodische Vielfalt zu haben, Expertise aus verschiedenen Fachgebieten zusammenzubringen – in meinem Fall zum Beispiel aus Mikroskopiertechnik, Zellbiologie, Biophysik. Wir arbeiten zusammen mit Genetikern, wir arbeiten zusammen mit Linguisten, das kann sehr interdisziplinär sein. Also wenn es sachlich begründet ist, dann sind Forschungsverbände eine gute Sache. Sie müssen „bottom up“, also von der Wissenschaft getrieben sein. Das heißt, die Wissenschaftler selbst stellen fest: „Ich kann dieses Problem nur in Zusammenarbeit mit Leuten lösen, und welche Leute ich dazu brauche, bestimme ich selbst.“ Diese Leute müssen auch die Möglichkeit haben, zusammen zu arbeiten. Der Vorteil ist, dass wir hier ein Interessens-Alignment haben, die Interessen überlagern sich, die Gruppen regulieren sich selbst, sie haben ein gemeinsames Ziel, sie ziehen an einem Strang und sogar in die gleiche Richtung, und das ist dann sehr produktiv und bereichernd.

Es gibt aber auch noch andere Ursachen, die nicht unbedingt wissenschaftsimmanent sind, oder von der Wissenschaft selbst hervorgebracht werden. Das hat etwas mit dieser zunehmenden Verbetriebswirtschaftlichung von Wissenschaft zu tun, dass wir also Modelle nutzen, wie wir uns Gesellschaft vorstellen, die immer stärker ökonomisch oder ökonomistisch sind. Und dass es vielleicht auch von politischer Seite einen Willen oder einen Glauben daran gibt, dass – wenn wir Wissenschaft

so ähnlich modellieren wie wirtschaftliche Betriebe – dies einen Effizienzgewinn verspricht. Und dass die Entscheidungsträger so eine Art „Konzernwissenschaft“ im Auge haben, also sehr große Verbände, die weltumspannend sind, und dies erstens für die richtige Entwicklung und zweitens auch für die Lösung halten. Ich bin mir nicht so sicher, ob der Output in der Summe aus solchen Projekten besser ist als die Gesamtheit der Einzelleistungen. Es gibt auch gute Gründe, das in Frage zu stellen. Für das, was wir hier in Deutschland kennen, wäre die Frage: Ist eigentlich jemals untersucht worden, ob Sonderforschungsbereiche produktiver sind als Forschergruppen? Es ist nicht belegt, es ist auch nicht untersucht worden, es ist einfach völlig unklar. Und trotzdem haben wir diesen Glauben, dass Sonderforschungsbereiche etwas ganz Besonderes sind. Sie haben inzwischen – das verstärkt sich dann selber – einfachen Charakter von Statussymbolen bekommen, unabhängig davon, ob die Qualität geklärt ist. Und damit verstärkt sich das natürlich selber, je gewichtiger das symbolische Kapital von Sonderforschungsbereichen ist, desto wichtiger wird es, einen einzuwerben, auch wenn man eigentlich gar keinen bräuchte – weil man einfach das symbolische Kapital braucht, wie wir alle es jetzt wieder in der Exzellenz-Initiative am eigenen Leib verspüren. Was wir hier in Deutschland haben, vielleicht im Unterschied zu anderen Ländern – jedenfalls in meinem Bereich finde ich das –, ist dieser Glaube an Größe. Ulrich Schollwöck hat das ja einmal im *Campus-Knigge* sehr schön beschrieben: Als es um Berufungsverfahren ging, da sagte er auf die Frage, wie man sich seine Arbeitsgruppe vorstelle, solle man antworten: „groß“. Es gibt auch Gegenmodelle, die ich sehr interessant finde: Da ist zum Beispiel „Janelia Farm“ in den USA, die auch gerade in *Nature* vorgestellt worden ist, vom Howard Hughes Medical Institute. Dort werden Gruppen eingestellt, die dürfen nicht mehr als sechs Mitarbeiter haben, weil eben gesagt wird, „es kann nur in so ganz kleinen Verbänden wirklich richtig konzentriert an einer Frage gearbeitet werden.“ Und das finde ich sehr spannend, uns darauf zurück zu besinnen und zu fragen, unter welchen Umständen sind solche Modelle nicht die viel besseren. Außerdem sehr interessant: Janelia Farm – die haben den besten Kaffee. Es gibt normalerweise in den Arbeitsgruppen keine Möglichkeit, Kaffee zu kochen, man muss dann rausgehen. In Janelia Farm gibt es Super-Kaffee, und da treffen die sich dann aus den verschiedenen Arbeitsgruppen und reden miteinander. Das heißt, der Austausch ist auch sehr einfach bewerkstelligt, und sie sind hochproduktiv und machen wirklich erstklassige Forschung.

Die Nachteile, die ich persönlich in Bezug auf Forschungsverbände erfahren habe: Man weicht vom eigenen Forschungsprogramm oder dem Kerninteresse ab, um die Passung zu erreichen. Man wird etwa zu einem

Sonderforschungsbereich eingeladen, aber dann darf man nicht machen, was man eigentlich machen will, sondern soll ein bisschen etwas anderes machen, damit es zum Sonderforschungsbereich passt. Aber in Bezug auf die eigene Forschung ist es eher randständig. Ich habe erfahren müssen, dass mein Forschungsprogramm langsam zerfasert ist. Ich habe zwei Initiativen wieder verlassen, weil ich das Gefühl hatte, es wird diffuser und nicht konzentrierter. Und ich fand auch, dass es dem Erkenntnisfortschritt meines eigenen zentralen Forschungsgebietes überhaupt nicht dienlich ist, mich in solche Forschungsverbände zu begeben. Ich war dann richtig glücklich, als ich mal eine Zeit hatte, wo ich einfach drei Monate lang ganz konzentriert nur über meine eigene zentrale Fragestellung nachgedacht habe. Und ich habe den Eindruck, dass uns das verloren geht, je mehr wir auch Management machen müssen, weil wir diese riesigen Schiffe zu steuern haben, wo zu viele Leute zusammenarbeiten an etwas, von dem nicht mehr klar ist, was es eigentlich ist.

Die Nachteile auf Systemebene, die ich überdies sehe, sind die enormen Organisations- und Kommunikationskosten, die entstehen. Dann, dass wir dauernd damit beschäftigt sind, Fiktionen zu fabrizieren. Also dass wir Mythen generieren über das, was wir da tun, die sehr weit davon entfernt sind, was tatsächlich ein einzelner Forscher oder eine einzelne Forscherin an ihrem Schreibtisch oder an ihrer Laborbank macht. Das verkommt dann zu einer Art „Beutegemeinschaft“ – ein sekundäres Ziel ist das, was antreibt, und primär nicht mehr unser Erkenntnisinteresse ist. Zudem gibt es die Gefahr, dass wir kleine, innovative und risikobehaftete Projekte dadurch verdrängen, weil die ganzen Fördermittel dazu da sind, Tanker anzutreiben und nicht mehr die kleinen Schnellboote, in denen einzelne Leute drin sitzen. Und wenn man sich die DFG ansieht, dann gibt es natürlich den Bereich der Sonderforschungsbereiche, für die ein Haushalt da ist, aber es gibt auch den anderen Bereich, und da konkurrieren die Forschergruppen mit den Einzelvorhaben. Und das heißt, je mehr Forschergruppen gefördert werden, desto weniger Geld ist für Einzelvorhaben da. Das Innovative, die Diversität, das Risikobehaftete werden zunehmend durch diese Tanker in den Hintergrund gedrängt. Sehr interessant finde ich da den European Research Council (ERC), der sich entschlossen hat, mit den Advanced Grants und den Starting Grants des IDEAS-Programms wieder auf die einzelne Person zu setzen und zu sagen: „Es sind die einzelnen Leute, die wirklich wichtig sind.“ Aber jetzt fällt er sich sozusagen selbst in den Rücken mit den Synergy Grants, wo 16 Millionen Euro an bis zu vier Leute gegeben werden, wodurch das Ganze wieder konterkariert wird.

Fazit: Ich halte Verbände dort für sinnvoll, wo sie aus der Wissenschaft begründet sind. Ich finde, wir müssen pragmatisch damit umgehen, nicht ideologisch. Verbände sind nicht an und für sich gut oder

schlecht, sondern es hängt von der Motivationslage ab – alle sekundären Motivationen wie symbolisches Kapital lehne ich eigentlich ab. Und ich denke, wir müssen da noch mehr Lobbyarbeit leisten, um die Politiker davon zu überzeugen, dass die Wissenschaft entscheiden muss, was unsere adäquate Arbeitsform ist.

MITCHELL G. ASH Ich danke Ihnen für das sehr klare Statement. Sie sprechen mir aus dem Herzen: Interdisziplinarität schon unterhalb dieser komplexen Ebene gedeiht am besten, wenn sie aus einer Fragestellung hervorgeht. Und wenn Interdisziplinarität für sich genommen zum Desiderat wird für die Vergabe von Forschungsgeldern, wie jetzt bei der National Science Foundation geschehen, dann fragt man sich, wie es wohl weiter gehen wird.

Es spricht zu uns jetzt aus den Sozialwissenschaften Stephan Leibfried.